

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 241. Bromberg, den 17. Oktober 1936

Der tolle Achaz

Roman von Joh. Wilhelm Hendel.

Ein fahler Herbstmorgen. Sterbendes Laub segelt im leisen Wind zu Boden. Zwischen den dunklen Kiefern blinkt das niederrheinische Moor, das die Sage der Bauern das Teufelsmoor nennt. Die Stille atmet in den ziehenden Nebelschleiern ...

Auf den Wipfeln der Kiefern lärmen die Raben. Da unten im fahlgelben Grase geht ein Mensch. Ein Bauer. Das Jagdgewehr in der Hand. Er blickt in die Höhe. Was will das Vogelzeug da oben? Die sind ja aufgeregt wie eine Schar Kinder, die etwas Grausiges erlebt haben! Der Bauer blickt sich um. Er kann nichts Auffälliges entdecken. Er geht weiter. Die Raben lärmen immer noch. Da dreht er sich um — und nun, von einer kleinen Bodenerhebung herab, sieht er den Toten.

Er liegt mitten in den Farren, die, in der Nachtfeuchte zusammengesunken, ihn bedeckt haben. Der Bauer geht langsam näher. Er streift die Farrenbüschel beiseite. Der Tote liegt auf dem Gesicht. Die Kugel ist ihm in den Hinterkopf gegangen. Ein Meuchelmörder stand hinter ihm und schoß ... Der Bauer dreht den schweren Körper um und prallt zurück.

Der Tote ist der Freiherr von Ullius.

Da läßt der Bauer alles liegen, wie er's fand, und geht rasch in den Nebel hinein, dem Dorfe zu ...

*

Um dieselbe Stunde sitzt in dem Wasserschloß, das die Familie Ullius seit Menschengedenken bewohnt, des Ermordeten Tochter an dem neuen Flügel, den ihr die Wiener Firma unter großen Kosten geliefert hat, und spielt eine Beethovensche Sonate. Seltsam traurige Bilder schweben vor ihrer Phantasie, als sie sich in das Adagio versenkt ... Der Spiegel ihr gegenüber, lang und schmal in die weiße, mit goldenem Stuck verzierte Wand eingelassen, wirft ihr Bild zurück!

Hortense ist nicht allerweltshübsch; nicht auffallend in ihrem Betragen. Der etwas zu große, aber schön geschwungene Mund, die kühngeformte Nase, die breite Stirn würden ein Männergesicht schmücken. Aber der schwärmerische Ausdruck des Gesichtes bändigt das Herbe und Strenge und überblüht es mit der Anmut einer heiteren Lebensmelodie. Zwei Dinge sind an Hortense vollendet, ihr edler Wuchs — mit harmonischem Rhythmus in jedem Nerv und jeder Bewegung — und ihre tiefblauen, lockenden Augen unter dem reichen braungoldenen Haar.

Als Hortense mit Beethoven fertig ist und gerade einzelne Stücke aus Bachs „Wohltemperiertem Klavier" beginnen will, tritt der Diener ein, und mit ihm kommt ein Bauer, der Bauer Seyfried.

Und Hortense erfährt in diesen Minuten das Schreckliche. Sie ist keines Wortes fähig. Der Atem will ihr stocken. Mord an ihrem Vater!

Sie stürzt hinaus. Der tote Vater liegt im Vorzimmer. Der Arzt ist schon da und der Notar ...

Hortense muß erst begreifen lernen, daß sie jetzt allein auf der Welt ist, ganz allein ...

Die nächsten Tage vergehen ihr wie ein Traum.

Der Notar öffnet das Testament der Freiherrn: Hortense ist im ganzen Umfang als Alleinerbin eingesetzt, da sonst keine erbberechtigten Anverwandten mehr vorhanden sind.

Die Trauerfeierlichkeiten sind deshalb auch keine Parade der nicht immer echten Tränenperlen von Tanten und erbschaftshungrigen Neffen und Nichten. Den Wunsch des Toten erfüllt Hortense streng und düster: bei den Exequien wird eine Palestrina-Messe von einem berühmten Chor aus Krefeld aufgeführt. In der Trauerversammlung sind nur die nächsten Freunde des Verstorbenen erschienen, und die zahlreichen Pächter seiner Ländereien mit ihren Frauen. Neunundneunzig Höfe nennt ja nun Hortense ihr eigen...

In die Gutsverwaltung braucht sie sich nicht erst einzuarbeiten; seit mehreren Jahren war sie, die jetzt Zweiundzwanzigjährige, seine getreue Helferin. „Rechnen kannst du besser als ich — na ja, die Musiker sind ja meist auch gute Mathematiker", pflegte er zu sagen.

Der Vater! — Der Gute! — Nun lebt Hortense in den stillgewordenen Räumen, die er mit seinem Poltern und Singen — sein Baß kam wie aus einem tiefen Brunnen — erfüllt hatte. Das Gefühl der Einsamkeit lastet immer drückender auf ihr.

Der Bauer Seyfried muß täglich Bericht erstatten, ob er nicht eine Spur gefunden hat. Mehrmals war sie mit ihm draußen am Moor, an der Stelle, wo der Ermordete lag. Umsonst ist alle Arbeit und aller Scharfsinn der Polizei und aller Pächter, um eine Spur des Täters zu entdecken!

Da macht sie der alte Pfarrer des Dorfes darauf aufmerksam, daß ihr Vater in den letzten Monaten vor seinem Tode häufig mit Reisenden aus dem rechtsrheinischen Deutschland gesehen worden sei. Vielleicht bringe ihr das eine Spur. Vielleicht wisse von diesen Bekannten einer einen Weg.

„Suchen Sie doch einmal nach seinen Tagebüchern, mein Kind! Ich weiß, daß er ein eifriger Schilderer seiner Erlebnisse war. Er schrieb alles auf, selbst besondere Geschichten, die er von anderen hörte! Allerdings sprach er nie über diese Tätigkeit!"

Die Abende werden länger, und Hortense sitzt über den Tagebüchern, die sie in dem alten Danziger Stollenschrank endlich nach langem Suchen gefunden hat. — Des Vaters beinahe frauenhaft feine Handschrift erzählt ihr in Bruchstücken die Geschichte ihrer Familie. Sie geht mit den Ahnen Wege, die sie nicht kannte. Sie erlebt ihres Vaters Jugend, seine Kinderzeit in Cleve, wo er in der Schwanen-

burg wie zu Hause war und singend durch die hohen Alleen und Gärten ging und auf dem Rhein segelte, seine Jünglingszeit, wo den lustigen Studenten Halle lockte, aber auch Tübingen und Wetzlar, sie liest Anekdoten über seine Mannestätigkeit in der Clever Kreisverwaltung und über seine Förster und Pächter. Und die Gesichter der Ahnen leben in diesem einen Gesicht des Vaters alle wieder auf.

Dann kommen einige Abschnitte, in denen spielt der Name Achaz von Bismarck eine Rolle. Ein entfernter, ganz entfernter Verwandter der verstorbenen Mutter. Der Vater berichtet, daß er ihn in den letzten Jahren in Berlin kennen gelernt habe. Hortense sieht in seinen Schilderungen diesen Achaz leibhaftig vor sich stehen. Der Vater hatte Spaß an ihm gehabt, aber er fürchtete auch seinen unbändigen Drang nach Abenteuern. „Der Achaz könnte ein großer Mann werden, wenn er, wie der homerische Odysseus, eine kluge Athene zur Seite hätte, die sein Feuer davor bewahrt, daß es ihm selbst gefährlich wird. Dieser junge Mann wird besonders von den Frauen viel zu sehr verwöhnt." — Und nun liest Hortense mit vor Spannung glänzenden Augen die Erzählungen von Achaz' Streichen:

„Der tolle Achaz — wer hat ihm eigentlich den Namen gegeben? Genug, ganz Potsdam nennt ihn so! Aber das war nicht immer so. Saß er doch einst im Manöverzelt des damals noch als Rittmeister tätigen Generals von Vorstel bescheiden in einer Ecke, hatte eine Kaffeetasse und einen Teller Kuchen vor sich und warf nur ab und zu einen scheuen Blick auf den Flor schöner Frauen, denen der Rittmeister den Hof machte. Und da mußte es, ein aus Sanssouci anscheinend entlaufenes Spruchteufelchen, eine schöne Gräfin und Hofdame der Königin, reizen, den Achaz in seiner gänseblumenhaften Bescheidenheit zu entdecken, aufzustehen und zu ihm hinzugehen. Als sie vor ihm stand, lächelte die ganze Schönheit des Rokokozeitalters auf den rotgeschwungenen Lippen. Die Tafelrunde schwieg und sah aufmerksam zu. Was würde das geben? „Nun —" sagte die Gräfin — „ich habe Sie schon eine ganze Zeit beobachtet, mein junger Kavalier! Sie scheinen schöne Frauen nicht zu mögen und ihnen die Gesellschaft einer einfachen Kaffeetasse vorzuziehen . . . Das muß bestraft werden. Sofort geben Sie mir einen Kuß!" — Der Achaz hatte wohl schnell einen großen Brocken Kuchen hinuntergewürgt, dann war er mit einem Satz aufgesprungen und hatte geschrien: „Nein! Nicht um die Welt!" War errötet wie ein Schulmädchen und unter brausendem Gelächter aus dem Zelt gelaufen . . . Die Gräfin war also um den unschuldigen Kuß der Jugend gekommen, aber man munkelte, sie soll ihn später doch unter anderen Umständen von Achaz bekommen haben. Aber da war er schon ein anderer Achaz.

Als ich den Leutnant im Garde du Corps Achaz näher kennen lernte, ließ ich mich mit ihm auf ein Spielchen ein. Er verlor. Dann gewann er. „Das ist bei mir immer so!" sagte er. „Mein Schicksal ist anfangs immer ein Verlust und nachher eine Korrektur!" — Er kennt eine Unmenge Menschen. Auch von Chaumette hat er neulich wieder erzählt, dem Maler, der mir die Landschaften im Eßzimmer malte, und den ich verprügelte und hinauswarf, als ich entdeckte, daß er mich bestohlen hatte. Der Chaumette, wußte er zu erzählen, sei ein großer Spion geworden. In wessen Diensten, wisse niemand. Ich solle mich in Acht nehmen. Er bespitzele besonders die deutschen Besitzer auf dem französisch gewordenen linken Rheinufer, die noch zur alten deutschen Heimat halten. — Ich habe Achaz nicht wieder gesehen. Er soll ein Spieler, ein Kerl geworden sein, hörte ich, der lieber mit landfahrendem Volk, mit Musikanten, Mägden auf dem Kirmesplatz zu Tische geht als seines Standes gedenkt, und sich mit seinen Standesgenossen überall verfeindet, weil sie einen Abtrünnigen in ihm sehen: Schluß also mit Achaz!" —

Hortense klappt das Buch zu. Chaumette! Endlich ein Wink des Schicksals? Sie war ein zehnjähriges Kind, als er die Porträts der Eltern malte. Sie hat ihn nie leiden mögen, den Mann mit dem Spitzbart und dem hämischen Lächeln. Ob er mit der Ermordung des Vaters zu schaffen hat? Ob er zu solch einer Rache fähig wäre?

Hortense sitzt bis spät in die Nacht vor dem brennenden Kamin. Spricht ausführlich mit dem bejahrten Gutsverwalter.

„Mein Leben weihe ich der Aufgabe, den Mörder meines Vaters zu finden. Hören Sie meinen Plan, Wilbrecht! Ich unternehme ein paar wichtige Reisen! Aber nicht als Hortense von Ullius. Das würde meine Absichten stören. Sondern als Hortense Geraldi! Einen italienischen Namen muß man heutzutage tragen, wenn man als Pianistin Erfolg haben will."

„So will also das gnädige Fräulein in der Rolle einer Künstlerin durch die Welt reisen?"

„Bedenken Sie doch, Wilbrecht! Kennen darf mich niemand. Sie müssen unbedingt darüber schweigen, auch hier gegenüber jedermann!"

„Ich gebe Ihnen mein Wort, gnädiges Fräulein!"

„Ich bin einfach auf Reisen. Sie erhalten von mir genauen Bericht, wo ich bin. Die Verwaltung ist bei Ihnen in guten Händen."

„Sie können sich auf mich unbedingt verlassen."

„Weiß ich, mein lieber Wilbrecht . . . Also dieser Tage in aller Frühe . . . Ich gebe Ihnen noch Nachricht."

Zwei Tage später rollen Hortenses Koffer auf einem Gutswagen zur nahen Posthalterei. Sie selbst macht in Wilbrechts Begleitung zu Fuß den Umweg über das Teufelsmoor. Die dunklen Fichten singen leise.

Sie reicht dem Verwalter die Hand zum Abschied.

„Gute Reise! Ich stehe für alles übrige!"

Des Mannes Stimme klingt wie der Klang, wenn Stahl auf ein Felsgestein schlägt.

Hortense weiß: jetzt kann sie beruhigt in die Welt reisen. Sie geht mit raschen Schritten in die Nebelwand hinein, die den Namen Hortense von Ullius gierig verschluckt . . .

Was jenseits, an der Sonne, wieder heraustritt, ist Hortense Geraldi, die Pianistin, die Beethoven-Interpretin und Bachspielerin. Durch ihre Technik ein Phänomen ihrer Zeit und vielleicht bald ein erster Stern am Kunsthimmel . . .

Wilbrecht steht bei den leeren Ginsterbüschen, und ihm ist, als lache der Spiegel der trüben Wasser zum ersten Male . . .

*

Eine mondhelle Nacht zu Anfang Januar 1805.

Auf einsamer Straße, zwischen den dunkelbraunen Stämmen der märkischen Kiefern, deren schneebedeckte Zweige im Nordostwind klingen, jagt ein Reiter . . .

Der Reiter scheint mit dem Tier wie verwachsen. Der donnernde Galopp hallt über den Winterweg. Der eisige Wind hat die Haare auf dem unbedeckten Kopf des Reiters weißbereift. Der Atem des Menschen und des schnaubenden Pferdes vereinen sich im eiligen Rhythmus des Dahinfliegens.

Mancher Bauer, der neugierig zum Hoftor hinausblickt, als sie vorbeiklappern, bekreuzigt sich. Der eine will an den Hufen des Rappen einen Feuerstreifen gesehen haben, ein anderer erzählt, der Reiter sei gar kein Mensch gewesen, er habe einen Totenkopf auf den Schultern getragen. Es ist die Zeit der zwölf heiligen Nächte, in denen der wilde Jäger durch die Lüfte schweift. Die Welt ist voll Krieg. Blutigrot wirft das neue Gestirn Bonaparte seinen Schein über den Himmel Europas . . .

Das Geklapper der Pferdehufe klang hohl wie ein Totentanz . . .

Roß und Reiter fallen in eine langsame Gangart.

Was ist es, das da aus dem Mondlicht wächst und seinen langen Schatten auf die Schneebahn wirft?

Das Pferd scheut und steigt hoch. Doch der Reiter hat Gewalt über den Dämon im Tierleibe.

„Ruhig, Mirko, ruhig!" Er klopft dem zitternden Rappen den Hals. „Das ist nur eine wackelige Schneehaube auf dem Wegweiser."

In Mirko zittert noch immer die Unruhe.

„Ruhig! Es war eine Illusion. Wie so vieles in unserem Leben Illusion ist. Der große Friedrich, der nun auch schon seit vielen Jahren in der Gruft der Potsdamer Garnisonkirche ruht, hielt zwar dafür, daß eine schöne Illusion mehr wert sei als eine traurige Wahrheit. Aber . . ."

Der Reiter lenkt das Pferd langsam zu dem Wegweiser zurück.

„Sieh dir das Stück Holz an, Mirko! Es sieht aus wie eine alte Rapunzelfrau mit einer weißen Zuckerhaube aus Schneepuder! Ganz ungefährlich! Na also! Der Rappe horcht und geht ruhiger.

(Fortsetzung folgt.)

Mutter vieler Kinder.

Skizze von Christel Broehl-Delhaes.

Haus, Hof und Garten von Maurermeister Bremer wimmelten von Kindern. Es waren sieben. Die Mutter schien nicht müde zu werden. Vater Bremer sorgte dafür, daß den Kleinen und den Heranwachsenden die Münder gefüllt wurden, daß sie ganze Kleider am Leibe trugen und daß sie in der Schule vorankamen. Mutter Bremer aber hatte noch viel mehr zu tun. Morgens war sie die erste beim Aufstehen, abends die letzte beim Zubettgehen. Dazwischen lag eine unbeschreibliche Bürde Arbeit, ach, so viel Arbeit, wie man sie gar nicht zusammen nennen kann. Kaffee kochen und Frühstück machen für die fünf, die schon zur Schule gingen. Die beiden Kleinsten wachten zum Glück erst später auf, wenn die anderen schon das Haus verlassen hatten. Aber dann mußte man waschen und einkaufen und reinmachen und kochen und wieder aufwischen, das Geschirr und auch den Boden. Und der Vater sollte zwischendurch ein wenig ruhen. Sein Tagewerk war auch nicht klein: o Tag für Tag und Stunde um Stunde auf einem Bau herum zu klettern und Hand anzulegen und Auftrag zu geben und was sonst alles. Die Mutter schlief manchmal mit dem Jüngsten im Schoß, sitzend auf der Küchenbank ein. So erschöpft war sie.

Mit Beginn der wärmeren Jahreszeit ging es etwas besser; die Jungen versammelten sich im Freien zu wilden Kriegsspielen, und die Mädchen betteten ihre Puppen in den Wagen oder auf dem Rasen in die schönste Sonne, ganz so wie richtige, erwachsene Menschenmütter. Manchmal lächelte die Mutter gerührt und erstaunt, wenn sie diesem fürsorglichen Tun zuschaute, und sie wurde ganz still und beschämt vor dem Wunder der Natur, das sich immer wiederholte und das sich ohne Lehre und Hinweis schon in die jungen Dinger eingepflanzt hatte. Ja, sie war beschämt, weil sie manchmal haderte. Sieben Kinder und keinen Tag Ruhe, keinen Tag Ferien, keinen Tag Nichtstun! Sie konnte einfach nicht von den Kindern fort; sie wäre ja vor Angst vergangen. Eine fremde Hilfe konnte sie sich nicht leisten. Wem aber auch hätte sie vertraut? Nein, ihre zwei Kleinsten konnte doch niemand behüten als sie selbst. Freundinnen oder Verwandte, die sie besaß, waren entweder selber mehrfache Mütter oder sonst auf irgendeine Weise voll beschäftigt und unabkömmlich.

Aber auch die Nachbarin meinte, die Mutter der vielen Kinder müsse einmal — wenn auch für kurze Zeit — zur Erholung fort. Man könne das nicht immer so weitermachen. Selbst die beste Maschine werde mit der Zeit abgenutzt und verbraucht; eine Mutter aber dürfe ihr Leben lang nicht verbraucht sein. Die Nachbarin sagte auch, es sei doch da eine solch schöne Hilfe eingerichtet: Studentinnen sprängen in ihren Ferien ein und hüteten den kinderreichen Haushalt, damit die Mutter ausspannen könne.

„Ach, irgend so ein junges Mädchen — —" zweifelte die Mutter, „was kann das sein? Mir wird's doch schon zuviel, und ich bin die Hausfrau hier und bin die Mutter — — — Das kann so ein junges Mädchen nicht leisten."

Das wollte sich aber die Nachbarin nicht sagen lassen. O nein, unter den Studentinnen gäbe es Jugendleiterinnen, Kindergärtnerinnen, Hauswirtschaftlerinnen und Ärztinnen. Wenn so eine junge Ärztin in einen Haushalt gehe, da brauche eine Mutter überhaupt keine Sorge zu haben.

„Ach, die Ärztinnen, die können dann wieder nicht kochen. Und wenn die Kinder was zerrissen haben — — wer macht das? Ach nein, nein, bei sieben Kindern geht das nicht, nein, es geht wirklich nicht."

Die Nachbarin schüttelte den Kopf und schimpfte weidlich auf die dickköpfige Mutter vieler Kinder. Und da sie schwesterlich sah, wie ermüdet die Frau war, steckte sie sich hinter den Maurermeister und redete auf ihn ein: Er müsse seine Frau zur Erholung schicken; es ginge sonst nicht gut, wenn die Frau erst krank im Bett liege, müsse auch jemand Fremdes die Arbeit tun. Dann doch schon lieber vorher. Vorbeugen ist besser als Heilen!

Der Maurermeister nahm sich seine Frau vor. Als er sie so nah und gründlich ansah, da mußte er zugeben, daß die Nachbarin recht hatte. Und er sprach auf seine Frau ein, daß sie ausspannen müßte, aber nach Art mancher Männer wußte er keine vernünftigen, ausführbaren Vorschläge. Also blieb es wieder einmal beim alten.

Nach kurzer Zeit kam die Nachbarin strahlend und berichtete, ihre Hilde habe ihre Prüfung mit glänzender Note bestanden. Noch ein paar harte Semester und die junge Ärztin sei fertig. Erst aber wolle sie nun in Urlaub kommen. Einen ganz verwunderlichen Brief habe die Hilde geschrieben: nach so viel Bücherwälzen, nach so viel Schreibtischarbeit und Praktikum in den Krankensälen wolle sie einmal gerade das Gegenteil tun, sie wolle körperlich schaffen und die Mutter möchte ihr nur viel Arbeit aufbewahren. Um diese Arbeit aber jammerte die Nachbarin. Was sollte man der Hilde schon zu arbeiten geben in einem kleinen, ruhigen, gepflegten Beamtenhaushalt? Es wurde ja rein nichts beschmutzt, es wurde nichts in Unordnung gebracht.

„Die Hilde?" Die Mutter der vielen Kinder wiegte ihren müden Kopf versonnen hin und her. „Ja, die war lang nicht mehr hier, arg lang. Und nun wird sie bald als Ärztin fertig sein — — nein, nein, die Hilde — — —" und sie lächelte zu ihren Gedanken, „ich seh' sie noch, wie sie mit unseren Ältesten spielte, die damals noch so klein waren. Sie kriegte das wilde, unbändige Kroppzeug still und manierlich . . . Das lag wohl damals schon in ihr, das Leiten, das Hüten und das Schadenheilen — —"

„O ja", sagte die Nachbarin, „für seinen Beruf muß man geboren sein, und der Beruf ist ja auch nichts anderes eigentlich als Berufung — — sagt mein Mann. Und die Hilde ist schon zum Arztberuf „berufen"." Und wie sie das noch immer sinnende, beruhigte und fast fröhliche Gesicht der ermatteten Mutter betrachtete, kam ihr mit einem Mal die Erleuchtung: „Sie, Frau Bremer, wie wär's denn für die Dauer Ihres Urlaubs mit meiner Hilde?"

Mutter Bremer erschrak, dann stammelte sie, und dann schwieg sie wieder. Die Hilde? Ja, die Hilde, das war was. Die hatte das früher schon immer so gern getan. Die würde auch die Umschläge an Fränzchen machen können; Fränzchen bekam ja den leichten Ausschlag nicht los. Die würde auch Mathildchens empfindlichen Hals beobachten, daß nicht wieder eine Entzündung eintrete, die würde — — ach, Hilde, die wäre schon richtig — —

„Aber — das wird sie wohl nicht mehr wollen", meinte Mutter Bremer ängstlich.

„Sie machen's doch alle, die Studentinnen! Und wenn unsere Hilde schon jetzt darum schreibt, daß wir harte, körperliche Arbeit für sie aufheben sollen, na, dann wird ihr wohl die bei Ihnen genug sein."

„Ja, meinen Sie das wirklich?" zweifelte Frau Bremer noch einmal, und an dem Himmel ihrer Hoffnung leuchteten schon viele funkelnde Sterne der Freude und der Erwartung.

„Da seien Sie man ganz beruhigt", tröstete die andere, „da kenn' ich meine Hilde. Melden Sie sich mal ruhig schon zur Abreise an! Das gibt was, das gibt was!"

An diesem Abend machten die Eheleute Bremer herrliche Ferienpläne; es war, als wären sie wieder ganz jung geworden und ihre erste Liebeszeit begänne. Die begehrte und unerreichbare, blaue Ferne rückte nahe heran und atmete betörenden Duft aus. Nun wartete man nur noch auf — Hilde.

Die U-Boots-Jagd.

Ein Kriegserlebnis von Fritz Weibnom

„Klar zum Ankerlichten!" Die Bootsmannsmaatenpfeifen trillern. Aus allen Schott-Türen und Niedergängen quellen die Mannschaften und rennen — scheinbar wirr durcheinander — auf ihre Stationen. Der eine, noch mit vollen Backen kauend, drückt sich im Lauf die Mütze auf den Kopf, zieht das Sturmband unter das Kinn, während ein anderer vorwärtsstürmend in seine Bluse schlüpft. Nach einigen Sekunden jedoch steht alles auf den Manöverstationen angetreten . . . Der Lärm des „Alle Mann auf" ist disziplinierter Stille gewichen. Nur auf der Back zischt der Dampf aus dem Ankerspill, das der Bootsmann zur Probe einige Umdrehungen laufen läßt.

„Anker lichten!" Schwer keucht nun die Ankerlichtmaschine, und unter gleichmäßigem Ruck-Zuck windet sich die Ankerkette durch die Klüse an Deck.

„Anker ist auf!" meldet der Wachoffizier zur Kommandobrücke.

„Beide Maschinen langsame Fahrt voraus!" Ein leichtes Zittern geht durch das Schiff, am Heck wirbeln die Schiffsschrauben das braune Jadewasser durcheinander, und am Steven zeigt sich, erst zögernd, dann bestimmter, die

Bugwelle. Auf der Back spritzen einige Matrosen mit dem Feuerlöschschlauch den berühmten Wilhelmshavener Schlick vom Anker.

Der kleine Kreuzer S. M. S. „Dido“ ist in See gegangen. Hinter ihm her, wie junge Entchen hinter der Mutter, ein ganze Mahalla Vorpostenboote ... Die „Dido“ ist Flaggschiff des Vorpostenkommandeurs. Noch wissen wir nicht, wohin es diesmal gehen soll. Erst auf Schilligreede wird der Befehl bekanntgegeben. Nach einer Agentenmeldung sollen englische U-Boote den Versuch planen, in die Jade einzudringen. Es wird deshalb an der Jademündung eine Sperre von Vorpostenbooten ausgelegt. S. M. S. „Dido“ ankerte in der Mitte des Fahrwassers, während die Vorpostenboote an beiden Seiten von ihr in möglichst geringem Abstand nebeneinander vor Anker gehen, auf diese Weise das ganze Fahrwasser sperrend. Bei normalem Wetter wäre es einem U-Boot bestimmt nicht leicht gefallen, unbemerkt durch eine solche Sperre durchzubrechen. In dieser Nacht aber ist der Wettergott nicht auf unserer Seite. Wir haben Neumond, dazu ist es vollständig bewölkt, und ohne Pause regnet es Bindfaden. Die Nacht ist nicht dunkel, nein tiefschwarz. Ringsumher eine undurchdringliche Wand. Nicht einmal das Wasser ist zu erkennen ...

Von Zwölf bis vier halte ich Wache. Obwohl ich weiß, daß ganz dicht an beiden Seiten ein Vorpostenboot ankert, kann ich selbst mit dem starken Nachtglas nichts entdecken. Nur finstere, lautlose Nacht. Man starrt in die Finsternis, lauscht, alle Nerven sind gespannt. Dieses gleichmäßige stille Dunkel zeitigt ein Gefühl trostloser Verlassenheit. Nichts, aber auch nichts ist von den anderen Vorpostenbooten zu sehen. Sie haben gut abgeblendet ...

Da — dicht neben mir heult eine Sirene ... Ich empfinde es wie einen Schlag ... Jetzt höre ich die Worte: „Hein, Hein! Scheet em, scheet em mit de Kanon!“ Unwillkürlich muß ich lachen über dies eigenartige Feuererlaubniskommando ... Die Vorpostenboote haben zum großen Teil ungedientes oder kurz ausgebildetes Personal, von militärischem Zack ist da an Bord nicht viel zu spüren ... Sehen kann ich immer noch nichts, doch ich höre deutlich, wie jemand in Holzpantoffeln über das Eisendeck des Nachbarbootes läuft, die eiserne Leiter auf die Back emporklettern ... und dann beginnt auch schon die Revolverkanone zu ballern. Die Aufschläge liegen in gefährlicher Nähe unserer Bordwand. Sofort befehle ich Alarm und morse das Boot an, um zu erfahren, was los ist. Die Antwort lautet: „Feindliches U-Boot versucht durchzubrechen.“ Inzwischen sind der Kommandant und der Vorpostenkommandeur auf die Brücke gekommen. Ich melde den bisherigen Vorgang, doch kann ich keine genaueren Angaben machen. Zu sehen ist von uns aus rein gar nichts. Auf erneute Anfrage bei dem schießenden Boot, das inzwischen sein Feuern eingestellt hat, kommt die wunderliche Antwort: „U-Boot war Walfisch. Habe das Tier getötet.“

Sprachlos sehen wir uns an. Dann bricht ein frohes Gelächter los. „Der Kerl ist verrückt“, meint der Vorpostenkommandeur, und zu mir gewandt, „machen Sie einen Morsespruch, er soll Anker auf gehen und das Tier suchen.“ — „Jawohl Herr Kapitän!“ und schon beginnt das Blinken auf dem Signaldeck. Drüben wird „Verstanden“ gezeigt, und dann hört man das eintönige Klinkern des Ankerhievens. Klick Klack ... Jetzt ballert der Anker gegen die Bordwand, und ein neues Geräusch durchdringt das Dunkel, das Wasserpeitschen der Schiffsschraube, erst ganz dicht, dann immer entfernter, bis es allmählich ganz aufhört und wiederum Finsternis über uns hereinsinkt.

Am nächsten Morgen kommt das Vorpostenboot längsseit und — so erstaunte Gesichter habe ich in meinem Leben nie gesehen — hat tatsächlich einen Walfisch im Schlepp! —

Wie festgestellt wurde, hatte das Tier mehrere 3,7 Zentimeter-Revolverkanonengranaten im Leib, die anscheinend seinen Tod herbeigeführt hatten.

Unser Vorpostenkommandeur, ein Mann unbedingter Gerechtigkeit, reichte den Wachhabenden und den Schützen zum E. K. ein, mit der Begründung, wenn bei einer so dunklen Nacht die Soldaten einen Walfisch entdeckt und dazu noch getroffen haben, so hätten sie auch ein durchbrechendes feindliches U-Boot erledigt. Der Antrag ging durch. Die beiden erhielten ihr E. K.. und durften dazu noch den Walfisch für Rechnung des Bootes verkaufen. So wurde aus der U-Boot-Jagd ein sehr, sehr feuchter Walfisch-Leichenschmaus.



Rätsel-Ecke



Fenster-Rätsel.

●	I	N	I	M	U	●
A						A
G						R
●	I	A	●	I	U	●
A			E			E
L			S			L
E			E			A
N			D			D
●	U	R	●	L	I	●

Die Punkte obiger Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen, und zwar derart, daß waagerecht und senkrecht zu lesende sinngemäße Wörter entstehen.

•

Uhren-Rätsel.



1—2 = Flächenmaß
1—6 = Etwas Adelndes
4—5 = Nahrungsmittel
8—11 = Zahl
8—12 = Etwas Grünendes
10—11 = Nahrungsmittel
12—4 = Eine Feldfrucht
1—12 = ?

*

Scherz-Rätsel.

3 Sessel und 2 Brücken und 5 Kirchen und 7 Bürgen geben mit 14 Heiligen:

1. einen Berg, 2. und 3. zwei Städte, 4. eine frühere ungarische Provinz (jetzt rumänisch), 5. einen Wallfahrtsort.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 235

Silben-Rätsel:

1. Hannibal, 2. Eimsbüttel, 3. Raabe, 4. Regenschirm, 5. Erle, 6. Indol, 7. Neuseeland, 8. Tagore, 9. Ozean, 10. Pegasus, 11. Flammeri, 12. Ulrich, 13. Nieswurz, 14. Donau, 15. Frisur, 16. Rabulist, 17. Auge, 18. Ursel, 19. Kartoffel, 20. Elbe =

Herr Eintopf und Frau Kelle melden sich zur Stelle.

*

Rösselsprung:

Menschen, die sich nicht gewisse Regeln vorgesetzt haben, sind unzuverlässig; man weiß sich oft nicht in sie zu finden, und man kann nie recht wissen, wie man mit ihnen daran ist.

(Immanuel Kant.)

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.